

Jenny Bünnig

*Der Sommer hat
vier Wände*

Roman

LangenMüller

Dies ist eine Leseprobe des LangenMüller Verlags.



© 2015 LangenMüller in der F. A. Herbig

Verlagsbuchhandlung GmbH, München

Alle Rechte vorbehalten

Umschlag und Illustration: atelier-sanna.com, München

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Gesetzt aus: 11/14 pt Adobe Garamond Pro

Druck und Binden: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7844-3379-0

Auch als  eBook

www.langen-mueller-verlag.de

Dem kleinen Mädchen zum Geschenk

Dónde está el niño que yo fui,
sigue adentro de mí o se fue?

*Wo ist das Kind, das ich gewesen,
wohnt es in mir oder ist es fort?*

PABLO NERUDA

»Hereinspaziert! Hereinspaziert! Der Sommer ist geöffnet!«, rief ich laut, und die Worte stoben mit meinem Atem als dicke weiße Wolke in die eiskalte Winterluft. »Treten Sie näher! Treten Sie näher! Und erleben Sie das Wunder der Wärme am eigenen Leib!« Mit einer weit ausholenden Handbewegung wies ich in Richtung Schuppentür, als handelte es sich dabei um den Eingang zu einer Schatzkammer aus *Ali Baba und die 40 Räuber* und nicht um eine schiefe, morsche Platte aus Holz, durch die der Wind pfiß.

Zögerlich traten Frau Andörfer und die Witwe Bindernagel näher, die Arme fest um ihre Mäntel geschlungen und die Gesichter bis zur Nasenspitze in den Kragen verborgen. Ihre Stiefel schmatzten bei jedem Schritt, weil der Schnee an diesem Samstag im Februar 1966 nass und pappig war. Sie musterten mich mit misstrauischen Blicken, deshalb versuchte ich, sie zu mir heranzurudern, indem ich den rechten Unterarm so entschlossen kreiste wie ein Schaufelrad.

»Tropische Temperaturen und die sengende Sonne der Karibik warten«, fügte ich hinzu und klopfte mit meinem rechten Fäustling überschwänglich gegen die Hüttenwand. Ich verzog das Gesicht, als das kleine Holzhaus gleich darauf ein mitleiderregendes Ächzen von sich gab.

»Ist das auch sicher?«, fragte die Witwe Bindernagel besorgt und so leise, dass ich mich anstrengen musste, ihre Worte zu verstehen. Ich überlegte, ob sie flüsterte, um nicht gehört zu werden oder damit die Menschen sich besonders um sie bemühen mussten. Sie betrachtete erst mich, dann den Verschlag.

»Aber natürlich.« Ich nickte eilig. »Das ist solide schwedische Bauweise mit Qualitätsgarantie.«

»Schwedisch?« Sie hob zweifelnd die Augenbrauen, so hoch, dass sie beinahe in ihrer Wollmütze verschwanden. »Ich dachte, diese ganze ... ähm ... *Schwitzhaussache* käme aus Finnland.«

»Ja, genau, genau«, mischte sich nun auch Frau Andörfer ein und sprach so schnell, als rollten sich ihre Silben von einer Spule ab. Die Töne klapperten dabei so dicht aneinander, dass für Luft kein Platz blieb. »Das hat zumindest Frau Böhme gesagt, die es von einer Cousine weiß, die schon mal in einem solchen Bad in Recklinghausen gewesen sein soll. Das hat Frau Böhme gesagt und sie muss es ja wissen. Ihr Mann ist immerhin Pfarrer. Pfarrer ist er und arbeitet für Gott«, erklärte sie und beide Frauen machten ernste Gesichter, als stünde Letzterer in diesem Augenblick neben ihnen.

Ich runzelte kurz die Stirn, dann beeilte ich mich zu sagen: »Das ist natürlich richtig, aber das Schwitzhausbauen haben die Finnen von den Schweden, die die Schuppen als Ställe für ihre Elche benutzen.«

»Für ihre *Elche*?«

»Aber klar.« Ich lächelte. »Die wollen es schließlich auch schön warm haben, oder nicht?«

»Wahrscheinlich«, murmelte die Witwe Bindernagel.

»Wenn Sie dann Ihre Mäntel und Ihren Schmuck hier bei Arthur abgeben würden, unserem offiziellen Mantel- und Schmuckbeauftragten.« Ich wies auf meinen kleinen Bruder, der unser Gespräch aufmerksam verfolgt hatte und die beiden Frauen nun mit großen, abwartenden Augen ansah. Ich konnte sehen, dass er schluckte.

»Unseren *Schmuck*?«, erwiderte die Witwe Bindernagel entsetzt. »Aber den habe ich von meinem Mann, Gott hab ihn selig«, fügte sie hinzu und schloss die Hände augenblicklich zu einer Faust, als fürchtete sie, wir würden ihr im nächsten Moment den Ring vom Finger ziehen. »Der ist viel wert.«

»Kommt gar nicht in die Tüte!«, erklärte auch Frau Andörfer entschieden. »Auf keinen Fall! Das könnte dir so einfallen, was? Die Ketten, die ich trage, sind Erbstücke und unbezahlbar. Unbezahlbar, hörst du? Ich hab es doch immer schon gesagt.« Sie wandte sich

an die Witwe Bindernagel und zischte: »Ganz der Vater, die Kleine. Ganz der Vater.«

Ich presste den Mund zusammen und warf ihr einen zornigen Blick zu, doch gerade, als mir eine patzige Antwort über die Lippen flutschen wollte, trat Frau Habermann aus dem Schuppen und den beiden Frauen blieben die Münder offen stehen. Sie war vollkommen nackt, die Wangen hochrot, und die gefärbten Haare klebten ihr nass auf der Stirn und im Nacken. Die dicke Schicht Schminke hatte sich gelöst und war nach unten gerutscht, sodass es aussah, als hätte Frau Habermann zwei Gesichter auf einmal; das gewohnte, das weiter oben saß, und das gemalte, das sich bereits in Richtung Kinn auf den Weg gemacht hatte. Frau Habermann schien ihre eigene Erscheinung nicht zu stören. Unbekümmert musterte sie die Frauen aus zusammengekniffenen Augen.

»Sie sind ja nackt!«, stellte Frau Andörfer entsetzt fest.

»Was hat mich verraten?«, gab Frau Habermann ungerührt zurück.

»Aber ...« Frau Andörfers Blick hüpfte von Frau Habermann zu mir und wieder zurück. Dabei schien sie angestrengt darum bemüht, nichts zu sehen, was üblicherweise durch Kleidung versteckt war. »Wir ... wir müssen uns doch nicht ausziehen, oder? Wir müssen doch nicht vollkommen ...« Sie machte einige ruckartige Bewegungen mit der Hand, als wollte sie eine Fliege von Frau Habermanns unbedeckten Brüsten verscheuchen. »Ich meine, ich meine ... ausziehen tue ich mich nicht!«, erklärte sie schließlich entschlossen.

»Das kannst du halten, wie du lustig bist«, entgegnete Frau Habermann. »Aber mit Schmuck würde ich da schon mal nicht reingehen.« Sie wischte sich den Schweiß von der Stirn und ließ ihn zu Boden spritzen. Frau Andörfer verzog den Mund.

»Aber der ist wertvoll«, erwiderte die Witwe Bindernagel in diesem Moment kaum hörbar.

Frau Habermann schüttelte unwillig den Kopf. »Was sagste?«, fragte sie und beugte sich ein Stück vor.

»Sie hat ihren Schmuck noch von ihrem verstorbenen Mann, Gott hab ihn selig«, antwortete Frau Andörfer hastig. »Von ihrem

verstorbenen Mann. Und meine Ketten sind Erbstücke. Die sind unbezahlbar. Unbezahlbar!«

»Von mir aus auch das.« Frau Habermann hob gleichgültig die Schultern. »Da drin wird es zwar heißer als in der Badewanne des Teufels«, sie wies hinter sich, »aber wenn ihr zwei euch die Brustwarzen wegbrennen wollt – tut euch keinen Zwang an.« Damit legte sie Arthur eine Hand auf den Kopf, als wäre diese ein Deckel, und stapfte ohne ein weiteres Wort durch den Schnee in Richtung Haus.

Die Witwe Bindernagel starrte ihr schockiert nach, und Frau Andörfer gab ein abfälliges Grunzen von sich. Einige Minuten verstrichen, doch dann sahen sich die Frauen gegenseitig an, langsam an sich herunter und schließlich fingen sie ebenfalls an, sich eilig ihre Ketten, Reifen und Ringe vom Leib zu zupfen.

»Ich zähle täglich meine Sorgen«

PETER ALEXANDER

Bei meiner Geburt fehlte mir genau ein Zeh. Zwar stellte sich dieser Umstand schon kurze Zeit später als Unachtsamkeit der Hebamme heraus, die ihre liebe Not mit dem Zählen hatte, aber seit diesem Tag hatte ich immer das Gefühl, dass mit mir irgendetwas nicht stimmte. Als wäre ich mein Leben lang auf der Suche nach dem einen vermissten Zeh und als müsste ich auf meine Zehen immer ein bisschen besser aufpassen als alle anderen.

Auch heute zog ich die Füße schnell wieder zurück, als die Kälte in sie biss. Denn der Januar 1966 war so kalt, wie ich es bis dahin noch nicht erlebt hatte, und die Welt schien wie angehalten. Es war die Zeit, in der niemand über den Krieg reden wollte und die Leute stattdessen von einem wichtigen Mann sprachen, der ermordet worden war, von einer Musikgruppe, die irgendetwas mit Pilzen zu tun hatte, und von einer Mauer, die noch größer zu sein schien als die von Bauer Zeleschke, über die ich nicht einmal gucken konnte, wenn ich mich auf die Zehenspitzen stellte. Es war die Zeit der Kuba-Krise, die den Leuten noch in den Knochen steckte, wie die Frau des Metzgers oft sagte, die Zeit des Kalten Krieges, der die Welt mit seinem eisigen Atem anblies und die Temperatur in der Nacht unter Minus 20 Grad hatte fallen lassen. Und es war die Zeit, in der mein Vater weg, meine Mutter krank und ich zwölf Jahre alt war.

Ich zog die Knie an die Brust, vergrub das Gesicht unter der Decke und zögerte den Moment hinaus, in dem ich mich dem Morgen geschlagen geben musste. Schließlich gab ich ein ergebenes Knurren von mir, setzte mich auf und in derselben Sekunde schlang sich die erstarrte Luft im Raum um mich wie ein gefrorener Schal, der mir den Atem nahm. Ich japste, obwohl ich im Januar 1966 an den

andauernden Frost eigentlich hätte gewöhnt sein sollen. Als ich die Füße zum Boden ausstreckte, fühlte sich dieser so kalt an, als tippete ich mit dem dicken Zeh in Eiswasser. Ich fuhr mir mit der rechten Hand über das Gesicht, während meinen linken Arm ein dicker weißer Gips zierte, der an meiner Schulter hing wie der Anker eines Schiffes und unter dem es schrecklich kribbelte. Vier Buntstifte hatte ich bereits an das Brennen und Prickeln unter dem Verband verloren.

Nachdem ich wieder atmen konnte, galt mein erster Gedanke meinem Nachttisch, genauer dessen oberster Schublade, und noch genauer einem Einmachglas, das sich in dieser versteckte, zu einem stolzen Drittel gefüllt mit Knöpfen jeder Form, Farbe und Größe. Ich hatte einmal gehört, dass Einbrecher auf der Suche nach Bargeld und Wertgegenständen immer mit dem untersten Fach eines Schanks anfangen, um die Schubladen nicht wieder schließen zu müssen und dadurch Zeit zu sparen. Nicht, dass es in unserer Gegend jemals einen Diebstahl gegeben hatte. Solche Geschichten kannte ich nur von Orten wie New York City, London oder Düsseldorf und nicht von einem gewöhnlichen 1000-Seelen-Dorf, wie es am Niederrhein so viele gab. Aber sicher war sicher, deshalb bewahrte ich alles, was wichtig war, ganz oben auf: ein kleines Stück übrig gebliebenes verkohltes Holz, eine Feder, den Abdruck eines Lippenstifts auf einem Stück Verband, eine Trüffelpraline in einer durchsichtigen Tüte, einen Brief, ein Bonbonpapier, einen kleinen geschnitzten Vogel, *Wunderbare Reisen zu Wasser und zu Lande, Feldzüge und lustige Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen*, ein dünnes Buch aus dem Jahr 1960 mit gelbem Einband, und natürlich das Glas mit Knöpfen, das ich jeden Morgen herausnahm, schüttelte und es dann oben auf das Tischchen stellte. Neben den alten Wecker, der manchmal so laut tickte, dass ich kaum denken konnte, vom Schlafen ganz zu schweigen.

Neunzehn große Knöpfe befanden sich in dem Behälter, dreiundzwanzig mittlere und siebzehn kleine, das machte neunundfünfzig insgesamt. Das war nicht schlecht, aber lange nicht genug. Ich ahnte bereits damals, dass der Mond sehr viel mehr kostete.

Ich bildete mir ein, ein leises Knirschen zu hören, als ich endlich aufstand. Ein leises Knirschen, als würde ich auf Schnee gehen. Nicht sehr wahrscheinlich, aber ich tat oft Dinge, die nicht sehr wahrscheinlich waren. Mein erster Weg führte mich zum Fenster. An dessen Oberfläche pressten sich schimmernde weiße Eiskristalle, ob von außen oder innen ließ sich nicht sagen. Sie streckten die feinen Ärmchen zueinander aus, als wollten sie sich bei den Händen halten, und wuchsen so in einem zarten, aber gleichmäßigen Geflecht aus Kälte über die Scheibe. Ich stellte mir manchmal vor, dass es Bilder waren, die eine junge Eisprinzessin in der Nacht an das Glas gemalt hatte. Möglicherweise waren es die Blumen aus einem Land voller Schnee und Wind und warteten darauf, gepflückt zu werden. Es konnten aber auch kleine Feen sein, die in einem Ringelreigen über die Scheibe tanzten. Oder die zerbrechlich wirkenden Linien waren eine geheime Schrift, die ein finsterer Geselle mit einem spitzen Messer in mein Fenster gekratzt hatte.

Mir kam es oft so vor, als bestünde die Welt aus zu vielen Möglichkeiten, als dass ich mit Sicherheit hätte sagen können, welche von ihnen wirklich war.

Als ich ein Geräusch aus dem Nachbarraum hörte, löste ich mich aus meinen Geschichten um Elfen und böse Buben, öffnete meine Zimmertür und trat auf den Flur hinaus.

Draußen schien es mir noch kälter als zwischen meinen eigenen Tapeten. Außerdem hing hier eine schwere Stille unter der Decke, dickflüssig und zäh wie Kleister. Ich tastete mich an der Wand entlang auf die Tür zu, die links neben meiner lag. Sie war geschlossen. Sie war meist geschlossen in letzter Zeit. Als ich vor ihr stand, zögerte ich einen Moment, in meinem Nachthemd zitternd, schließlich drückte ich die Klinke nach unten und schlüpfte durch den Spalt.

Im Inneren des Raumes war es dunkel, und ich hörte meine Mutter atmen, leise und flach. Seit mein Vater gegangen war, hatte niemand die Vorhänge geöffnet und meine Mutter die Sonne nicht gesehen. Ich war mir nicht sicher, ob sie wach war oder schlief. Einen Moment überlegte ich, ob ich etwas sagen, vielleicht an ihr Bett treten sollte, wie ich es früher getan hatte. Aber ich wusste, dass es nicht

mehr früher war, und wagte es nicht, sie zu stören. Ich hielt deshalb noch einige Minuten inne, ehe ich mich wieder nach draußen stahl.

Seit es vor Wochen zu schneien angefangen hatte, war die Welt vor unseren Fenstern eine Welt aus den Nuancen der Farbe Grau. Über den Bäumen, Dächern und Straßen lag herabgefallenes Weiß, über uns wölbte sich ein glatter Himmel, der nachts schwarz und tagsüber fahl und bleiern war. Dazwischen hing Nebel, den man selbst fühlen konnte, wenn er nicht zu sehen war. Die einzigen Farbtupfer waren der gelbe Postwagen, der sich einmal die Woche durch den Winter schob, und Frau Habermanns obligatorisch orange-farbener Filzhut. Die Bäume trugen längst dicke Mäntel aus Eis. An bunte Blumen war nicht zu denken. Alles schlief oder hielt die Luft an und wartete auf den Frühling, auf die Wärme, das Licht und einen Neuanfang.

Doch es gab einen Ort, dem Frost und Schnee nichts anhaben konnten, in dem die Wiesen saftig grün und die Blüten hellrosa, strahlendblau, leuchtendrot und sonnengelb waren und in dem ich mir sogar das Summen von Bienen einbilden konnte, wenn ich besonders angestrengt lauschte. In Oma Floras Zimmer war das ganze Jahr über schönes Wetter. Nicht, weil es dort wärmer gewesen wäre als in den anderen Räumen des Hauses, sondern weil ihre Wände mit Gerbera, Rosen, Gladiolen, Nelken, Tulpen, Osterglocken, Freesien, Chrysanthemen und Amaryllis bewachsen waren. Diese rankten sich auf glänzend schimmernden Klebebildern von der Fußleiste bis hinauf zur Decke, an den Fenstern entlang, um den Türrahmen herum, und bedeckten jeden freien Zentimeter ihrer Tapete. Ihre selbst gemachte Blumenwiese war im Januar 1966 längst so üppig, dass Oma Flora an einigen Stellen damit begonnen hatte, neue Blüten über alten zu befestigen. Ich war mir damals sicher, dass sich zwischen den farbenprächtigen Pflanzen kleine Kobolde versteckten, die nachts über den Fußboden tobten, und ich hatte keinen Zweifel daran, dass ich die unterschiedlichen Düfte riechen und die Blätter, Knospen und Dornen an meinen Fingerspitzen fühlen konnte, wenn ich die Hände nach den Bildern ausstreckte.

Oma Floras Schlafzimmer war mit Abstand der schönste Platz des

ganzen Hauses und es gab keinen Ort, an dem ich lieber gewesen wäre. Zumindest nicht bis zu diesem Winter.

Auch jetzt war ich wieder überwältigt von dem Bunt der unzähligen Blumen, als ich kurz klopfte, dann die Tür auf- und mich hindurchschob. Es war frostig, wie überall vom Keller bis zum Dach, aber hierhin hatten sich die Farben und die Frische des Frühlings gerettet.

»Guten Morgen«, sagte ich zu dem Sessel, über dessen Lehne ein weißer Haarknoten hinausragte wie ein Häubchen Sahne auf einem Kuchenstück.

Meine Oma wandte sich nicht um, sondern sah weiter aus dem Fenster, wie sie es immer tat, die Augen leicht zusammengekniffen, als würde sie das Leben aus der Ferne betrachten, könnte es aber nicht scharf genug sehen. Und genau genommen war es auch so, denn Oma Flora hatte schon vor langer Zeit aufgehört, ihr Zimmer zu verlassen. Sie sagte, sie hätte in der Welt schon alles gesehen. Manchmal glaubte ich ihr, manchmal glaubte ich, sie meinte nicht alles, sondern eigentlich zu viel, und manchmal wurde mir nur klar, wie wenig ich sie eigentlich kannte. Ich hatte keine Ahnung, wie alt sie war, aber die Altersflecken auf ihren Händen sahen aus wie eine geheime Karte, die einen zum Schatz vergangener Jahre führen konnte, wenn man herausfand, wie man die einzelnen Punkte richtig verband. Ich wusste nicht, wie der Mann geheißen hatte, mit dem sie verheiratet gewesen und der nicht aus dem Krieg zurückgekommen war, wie sie mir einmal gesagt hatte. Er war der Vater meiner Mutter, doch niemand sprach über ihn. Früher hatte mir das keine Angst gemacht. Heute war das anders. Ich konnte nicht sagen, warum sie manchmal zornig aussah, wenn sie in die Ferne blickte, wieso sie oft weinte oder nie etwas von ihrer Vergangenheit erzählte. Ich wusste, dass sie zwei Töchter und einen Sohn hatte, auf dessen Briefe sie jeden Tag wartete und der ihr niemals schrieb. Ich wusste, dass sie abends nach Rumprialinen roch. Ich wusste, dass sie unter all ihren Blumen die Rose *La Reine Victoria* am liebsten hatte, die nach einer britischen Königin benannt war. Ich wusste, dass ihre Wangen sich aufblasen konnten wie ein Ballon, wenn sie schlief. Ich wusste,

dass ich ihr vorlesen musste, weil ihre Augen schlecht waren, vielleicht weil sie zu oft und zu lange Dinge betrachtete, die zu weit weg waren. Und ich wusste, dass mein Kopf perfekt in die Kuhle an ihrem Hals passte.

Sie war meine Oma Flora, aber das hieß nicht, dass ich sie kannte.

»Guten Morgen«, wiederholte ich, als ich neben dem Sessel stand.

Nun bemerkte sie mich. »Guten Morgen, meine Freddi«, erwiderte sie lächelnd und streckte die Hände nach mir aus.

Ich kletterte auf die Armlehne, zog die nackten Füße unter das Nachthemd, kauerte mich zusammen und kuschelte mich in Oma Floras Berührung. Ihre weichen, warmen Finger tätschelten mein kaltes Gesicht, ihre Lippen küssten meine Stirn. Gemeinsam hielten wir einige Minuten inne und genossen es, dass der Tag noch nicht begonnen hatte, der Morgen noch nicht vollständig erwacht war, die Nacht die Welt nicht gänzlich freigeben wollte. Es war der Moment, in dem alles groß und klein zugleich schien. Der Moment, in dem alles vergangen, alles noch nicht geschehen, alles möglich war.

»Dann erzähl mal, meine Freddi. Was hast du heute vor?«, fragte Oma Flora in meine Gedanken hinein. »Du hast doch sicher viel zu tun, oder nicht?« Sie sagte das mit einem Schmunzeln.

»Und ob«, erwiderte ich. »Jede Menge.« Ich spähte über das Fensterbrett nach draußen in die erstarrte Welt, als könnte ich dort den Tag erkennen, wenn ich nur genau genug hinsah, und ich fragte mich, ob dieser Winter jemals zu Ende gehen würde.

»Soll heute nicht ...?«, setzte meine Oma an, doch ich unterbrach sie lächelnd und wandte mich ihr zu: »Ich hole sie um ein Uhr vom Zug ab. Vielleicht bringe ich ihr auch was mit!«

»Das wäre sehr nett von dir.«

»Findest du?« Ich legte die Wange an meine Schulter. »Ich weiß nur noch nicht, was. Was glaubst du, könnte ihr gefallen? Ich meine ... Wie ist sie so? Ich hatte ja noch nie eine Tante.« Nachdenklich kaute ich auf meiner Unterlippe. »Ich möchte da nichts falsch machen. Sie soll einen guten Eindruck von mir haben. Denkst du, ich kann das? Glaubst du, sie wird mich mögen?«

»Wenn sie weiß, was gut ist, wird sie das«, antwortete Oma Flora,

legte mir eine warme Hand auf die Wange und kniff mir dann zärtlich in die Nase. »Das wird sie.«

»Ich werde sie jedenfalls toll finden. Das weiß ich!« Ich nickte energisch. »Ich wette, sie ist wunderschön und klug und lustig und nett und nach der neusten Pariser Mode gekleidet. Denkst du nicht auch? Sie führt in Frankreich sicher ein ganz tolles Leben. Ein Leben wie ein Abenteuer, oder?«

»Ich weiß es nicht.« Meine Oma schüttelte den Kopf, während sie sich in die Polsterung ihres Sessels sinken ließ. Sie wirkte nachdenklich. »Ich habe sie lange nicht mehr gesehen und wir ...« Sie hielt inne. »Ich weiß es wirklich nicht.«

»Aber ich!«, rief ich begeistert, sprang vom Sessel und auf die Füße. »Und ich werde alles dafür tun, damit sie mich auch mag. Du wirst schon sehen. Sie hat gesagt, sie könnte nicht lange bleiben, aber am Ende wird sie mich so gernhaben, dass sie uns nie wieder verlässt!« Ich lachte. »Aber jetzt muss ich unbedingt los. Ich habe noch so viel zu erledigen.« Ich hob entschlossen den Zeigefinger in die Luft. »Keine Zeit zu trödeln«, erklärte ich ernsthaft.

»Na, dann mach dich mal an die Arbeit, mein Schätzchen. Aber vielleicht besuchst du mich später noch einmal und liest mir wieder etwas vor?«

»Das mache ich. Natürlich!« Ich küsste Oma Flora überschwänglich auf die Wange, lief dann zur Tür.

»Ach, und Freddi?« Die Klinke bereits in der Hand, hielt mich ihre Stimme zurück. »Siehst du nach, ob ein Brief für mich gekommen ist?«

Das Anziehen hatte heute länger gedauert als sonst. Ich wollte einen guten Eindruck machen und meine besten Sachen tragen, deshalb hatte ich mich schließlich für mein grünes Kleid entschieden, und darunter, weil es so kalt war, eine Hose, die am wenigsten verschlissen und ausgebeult war, außerdem meinen alten Herrenhut mit der lilafarbenen Blume, die mir meine Mutter gehäkelt hatte. Das Problem waren die Ärmel. Wir hatten sie allesamt auftrennen müssen, damit mein Gips hineinpasste. Auch gegen mein unordentliches,

krauses Haar konnte ich wenig tun, ich musste es schweren Herzens lassen, wie es war, und an den lästigen Sommersprossen, die sich selbst im tiefsten Winter auf meinem Nasenrücken versammelten, war ebenfalls nichts zu ändern. Ich konnte nur hoffen, dass meine Tante einigermaßen zufrieden mit mir sein würde.

Nachdem ich fertig war, ging ich nach unten in die Küche, die kälter und stiller war als jeder andere Raum im Haus. Ich blieb einen Augenblick in der Tür stehen. Früher war das Zimmer immer warm und hell und gemütlich gewesen, doch nun schien es allein aus den grauschwarzen Schatten zu bestehen, die in den Ecken hingen. Ich zögerte, dann schaltete ich das Licht ein.

Ich hatte bereits damit begonnen, das restliche Brot in Scheiben zu schneiden, in der Pfanne anzuwärmen und mit Käse und Wurst zu belegen, als ich tapsende Schritte auf der Treppe, dann auf den Fliesen hörte. Im nächsten Moment lugte mein Bruder Arthur um die Ecke, die Haare vom Schlaf zerzaust, das Gesicht von Träumen zerdrückt. Er trug noch seinen Schlafanzug, die Füße waren nackt. Er lächelte sein Zahnlückenlächeln, als er mich sah.

»Guten Morgen«, sagte ich. »Warum hast du keine Socken an? Es ist viel zu kalt, um ohne Schuhe herumzulaufen. Ich habe dir doch erzählt, dass Kälte nach neusten wissenschaftlichen Erkenntnissen genau genommen aus winzigen kleinen Eiszwergen besteht, die nichts lieber tun, als mit ihren spitzen Hacken Stücke von deinen Zehen abzuschlagen. Die nehmen sie dann mit in ihre Höhlen und kochen sich daraus ein Süppchen. Willst du das? Willst du, dass sich Eiszwerge aus deinen Füßen ein Süppchen kochen?« Ich wartete darauf, dass mein Bruder mit großen Augen den Kopf schüttelte, dann nickte ich zufrieden und wies neben mich: »Hier, setz dich auf den Stuhl, dann machst du es ihnen zumindest ein bisschen schwerer. Sonst fehlt dir am Ende tatsächlich noch ein ganzer Zeh. Wie hast du geschlafen? Hast du Hunger?« Ich schob ihm einen der Teller zu. Ohne eine Antwort griff er nach dem Brot und begann, schweigend zu essen.

»Wir müssen uns heute ein bisschen beeilen«, erklärte ich, nun ebenfalls kauend. »Wir haben nämlich viel vor.« Arthur hob die Au-

gen über sein Frühstück und sah mich an. »Es gibt so viel zu tun. Ich weiß gar nicht, wie wir das alles schaffen sollen. Und um eins müssen wir auch noch unsere Tante abholen. Da dürfen wir auf keinen Fall zu spät kommen. Eine Tante lässt man nicht warten, schon gar nicht eine, die aus Frankreich kommt. Sie wird uns wahrscheinlich einer kritischen Begutachtung unterziehen. Denk daran, wenn du dich gleich anziehen gehst. Wir wollen doch einen guten Eindruck machen, oder? Der erste Eindruck ist sehr wichtig, ganz besonders bei einer Tante aus Frankreich. Denn in Paris sind die Menschen viel schöner als irgendwo sonst auf der Welt, wusstest du das?« Arthur schüttelte den Kopf. »Aber so ist es«, erklärte ich ihm. »Es ist deshalb von größter Wichtigkeit, dass wir heute einen guten Eindruck auf unsere neue Tante machen. Du hattest ja bisher noch keine, deshalb kannst du es nicht wissen, aber Tanten müssen einen nicht zwangsläufig gernhaben. Bei Müttern und Vätern und auch Geschwistern, wie wir es sind, ist das anders. Aber Tanten ...« Ich hielt kurz inne. »Tanten müssen dich nicht mögen, wenn sie nicht wollen.« Als ich den unsicheren Blick meines Bruders sah, fügte ich schnell hinzu: »Ich denke aber, das wird sie. Da bin ich mir sogar ziemlich sicher. Sieh uns an.« Ich kicherte. »Ich glaube, wir sind ziemlich reizend.«

Nachdem wir aufgegessen hatten, schickte ich meinen Bruder in sein Zimmer, damit er sich anziehen konnte. Ich selbst brachte einen Teller mit Frühstück zu Oma Flora und einen weiteren zu meiner Mutter, die jedoch nicht erkennen ließ, ob sie mich überhaupt bemerkt hatte. Anschließend packte ich einen kleinen Beutel mit meinem Buch, einer alten Zeitung und zwei Broten, nahm etwas Geld aus der Haushaltsdose, klemmte mir mein Knopfglas unter den Arm und verließ mit Arthur an der Hand das Haus in Richtung Wald, als es gerade wieder zu schneien begann.

Der Schnee war an diesem Morgen hart und fest. Er knackte unter unseren Füßen und schien mit seiner Schwere jedes Geräusch erstickt zu haben, denn auf den Straßen und im Wald war es so still, dass wir nur unsere Schritte und das eigene Atmen hören konnten. Noch kein Lichtstrahl hatte die tief hängenden, dichten Wolken-

schichten durchbrechen können, deshalb spendete das Weiß der am Boden liegenden Kälte die einzige Helligkeit. Ansonsten trug die Welt ein farbloses Kleid aus dunkelgrauem Stoff mit einem Kragen aus gefrorenem Fell. Die Luft war glatt und frisch und erinnerte mich an Glas.

Wir wohnten am Ende der Straße in einem der letzten beiden Häuser, die noch zum Dorf gehörten. Unsere einzige direkte Nachbarin war Frau Habermann, hinter deren Garage bereits der Wald begann. Wir hatten es deshalb nicht weit und waren nach wenigen Minuten von prächtigen Eichen, Birken und Buchen umgeben, die jetzt allerdings als ausgemergelte Gerippe unter der Last des Winters schweigend ächzten. Sie hatten ihre Köpfe und Äste tief in Richtung Boden gebeugt, einige waren bereits so durchgefroren, dass sie an der Kälte zerbrochen waren. Die letzten Zeugnisse davon ragten als spitze, dunkle Finger aus dem Schnee, würden jedoch bald unter den nächsten Flocken verschwinden. An einigen Stellen war die Eisdecke so verschlossen, dass wir auf ihr gehen konnten, als liefen wir auf Asphalt, an anderen sanken Arthur und ich tief in sie hinein und mussten uns gegenseitig helfen, um weiterzukommen. Ich wusste, der Wald schlief nur. Irgendwo verborgen in den blattlosen Baumkronen, in der erstarrten, dick verpackten Erde warteten die winzigen Botschafter des Frühlings darauf, ans Werk zu gehen. Doch auf mich wirkte er tot. Vielleicht würde der Winter dieses Mal für immer bleiben. Vielleicht würde nicht alles einfach so weitergehen, nur, weil es immer so gewesen war. Wer konnte das mit Sicherheit sagen?

Keine halbe Stunde von unserem Haus entfernt hatten mein Bruder und ich im September einen Staudamm gebaut. Damals waren die Tage hell und warm gewesen, der Bach laut glucksend und lebendig. Jetzt kämpfte sich ein schwaches, dünnes Rinnsal durch die kristallinen, festen Platten aus Frost. Trotzdem führte uns unser Weg zunächst hierher. Mit erfahrenen Blicken und geübten Griffen überprüften wir die Stabilität der Steine und Hölzer, dann gingen wir weiter. An manchen Tagen konnten wir unseren eigenen vergangenen Fußspuren folgen, welche die Kälte in den Untergrund ge-

schrieben hatte, doch in der Nacht war zu viel Schnee gefallen und hatte unseren Weg verschwinden lassen.

Während Arthur und ich durch das Schweigen des Waldes in Richtung Dorf stapften, erzählte ich ihm von dem Jahr, in dem zwölf Monate lang Sommer gewesen war, und von den zwei verfeindeten Bienenvölkern, die hier früher einmal gelebt hatten, als es noch keine Menschen gab. Ich berichtete ihm vom verheerenden Kampf der Samtlocken-Bienen und der Abate-Vespidea-Wespen, der schließlich dazu geführt hatte, dass Millionen Insekten an einem gewöhnlichen Sonntagmorgen vor Erschöpfung gleichzeitig vom Himmel gefallen waren.

»Jetzt weißt du, warum sich das Dorf an einer kleinen Anhöhe befindet«, erklärte ich, gerade, als wir Frau Finsters Lebensmittelladen erreichten. »Wir stehen gewissermaßen auf dem, was die Vergangenheit uns übrig gelassen hat. Aber das ist ja meistens so.«

Der Laden von Frau Finster war das einzige größere Geschäft in der Stadt, wenn man einmal von der Kneipe an der Ecke absah, die selbst sonntags gut besucht war, wenn eigentlich alle in der Kirche sein sollten. Mein Vater sagte dazu oft: »Nüchtern betrachtet sind mir die sturzbetrunkenen Katholiken am liebsten.« Und ich fand, dass er recht hatte, obwohl ich mir nicht ganz sicher war, was er damit meinte.

Es gab genau zwei Dinge, die ich an Frau Finsters Laden mochte. Die helle Glocke, die klingelte, wenn man durch die Tür trat, und ihre große Auswahl wirklich schöner Knöpfe. Auch jetzt blieb ich einen Moment im Eingang stehen, bis das helle Läuten vollständig verklungen war, dann sah ich mich um. Auf der linken Seite gab es verschiedene Fleisch- und Käsesorten, außerdem Brot, Marmelade, Milch, Mehl, Zucker und Kaffee. In einer kleinen Auslage glänzten Karamellbonbons, Schokoladenwürfel und erlesene Pralinen im klaren, hellgelben Deckenlicht, doch ich wagte es nicht, sie zu lange anzuschauen. Sie mussten ein Vermögen kosten. Der rechte Teil des Geschäfts bestand aus Haushaltswaren, Stoff, Garn und Wolle, Postkarten, Schulheften, Stiften und Rollen von buntem Seidenpapier.

Ich hatte zwar eine kleine Einkaufsliste, die im Wesentlichen aus

Butter, Konserven und Schwarzbrot bestand, trotzdem wandte ich mich zunächst dem Ständer zu, in dem Briefumschläge und Fotografien fremder Länder aufgereiht waren. Arthur ließ meine Hand los und streifte durch die Gänge, während ich den Blick über exotische Sandstrände, blühende Bergwiesen und Stadtansichten weit entfernter Metropolen schweifen ließ, deren Namen ich kaum aussprechen konnte. Am längsten betrachtete ich eine Gruppe von Bildern, auf denen das Meer zu erkennen war, dessen Wellen in der Sonne glitzerten. Ich war selbst nur einmal am Strand gewesen, im Sommerurlaub an der Nordsee, aber jetzt kam es mir vor, als würde mir allein vom Ansehen wärmer. Ich konnte nicht anders, ich musste die Finger nach der Karte ausstrecken, um herauszufinden, ob auch das Papier glühte.

»Man guckt mit den Augen, nicht mit den Händen!«, zischte in diesem Moment Frau Finsters Stimme durch den Laden und direkt auf mich zu. Erschrocken fuhr ich zusammen, zog den Arm zurück, ließ dabei beinahe mein Glas mit Knöpfen fallen und starrte sie an.

Sie stand keine zwei Meter von mir entfernt und lauerte, wie sie es immer tat. Sie war eine mittelgroße Frau mit straffen Schultern und unnachgiebigem Blick, dem nichts entgehen konnte. Sie hieß nicht wirklich Finster, doch ich fand, dass dieser Name sehr viel besser zu ihr passte, denn in ihrer Nähe war es immer ein bisschen dunkler als anderswo. Nicht nur mich hatte ihr scharfer Tonfall erreicht, auch anderen war er nicht entgangen. Zwei Frauen, die sich bisher über die richtige Dicke von Stricknadeln unterhalten hatten, wandten sich zu uns um. Ich sah ihre Gesichter, ich sah, dass sie tuschelten. Unwillkürlich schob ich meinen eingegipsten Arm hinter den Rücken.

»Willst du was kaufen?«, fragte Frau Finster, nicht bemüht, die Lautstärke ihrer Worte zu senken. Sie kam langsam auf mich zu.

»Ja ... ähm«, begann ich stotternd, ließ die Augen von Postkarte zu Postkarte springen. »Sagen Sie, sind diese Aufnahmen echt?« Ich wies ungenau mit der freien Hand über den Ständer.

»Was soll das heißen?«

»Sind das echte Aufnahmen von echten Orten?«